

Mannesjahre kam ich in die Not der Zeit, deren Kelch bis zur Neige auszukosten mir beschieden war. Daß dennoch ein Lächeln nicht fehle, möge man mir verzeihen. Das Wort Dennoch stand über meinem Leben."

Wir, die wir des Dichters an dieser Stelle zu seinem 75. Geburtstag gedachten, freuen uns aufrichtig darüber, daß wir ihm nun auch zum 80. Geburtstag unsere Wünsche überbringen dürfen. Es ist in den letzten Jahren einsam um ihn geworden. Mancher, mit dem er einst ausgezogen, ist nicht mehr. Bald nach dem 75. Geburtstag starb ihm seine Lebensgefährtin, und die Reihe der Freunde hat sich gelichtet. Aber nicht von ungefähr bekennt Ludwig Finckh, daß das Wort Dennoch über seinem Leben gestanden hat. Verluste, Leid und Unglück (nicht das geringste: die Krankheit seiner Augen, die ihm seit Jahrzehnten so viel zu schaffen macht und ihm seine äußere Sehkraft weitgehend geraubt hat) haben ihm nicht die Liebe zum Leben genommen, sondern haben ihn nur noch

dankbarer und weiser gemacht, und immer noch ist er Mittelpunkt eines weiten Kreises von Freunden, an die er mit treuer Selbstverständlichkeit in Rundbriefen und Lesungen das Wort richtet.

Gewiß: Ludwig Finckh ist kein Stern am Himmel der ganz Großen und er hat stets neidlos anerkannt, daß der Ruhm des Jugendfreundes Hermann Hesse, dem er über alle Zeitläufte hinweg treu verbunden geblieben ist, den eigenen überstrahlt hat. Aber sein Werk wird, mag manches darin auch vergänglich sein, seine geschichtliche Bedeutung behalten, da sich in ihm eine der wichtigsten Stimmen des schwäbischen Schrifttums seit der Jahrhundertwende dokumentiert. Noch steht Ludwig Finckh mitten unter uns, und die ehrwürdige Gestalt des weißhaarigen Dichters, der immer noch rüstig seine schwäbische Heimat durchwandert, erinnert uns auch bei diesem Anlaß an die reiche Leistung seines vorbildhaften Lebens, der unser aller aufrichtiger und herzlicher Dank gilt.

Hellmuth Langenbucher

Musik und Landschaft

Armin Knab und seine Begegnung mit Württembergisch-Franken

Von Otto Borst

Kunstlied und Volkslied der Deutschen scheinen, wenn gleich verschiedener Gestalt, im selben Winkel aufgewachsen zu sein: In der Stille, in der Zartheit und Eindringlichkeit innerer Einkehr, dort, wo die Menschenseele sich wie von Flügeln getragen über das Irdische unseres Daseins hinaushebt in ein Land nievergehenden Glanzes. Es waren gnadenvolle Stunden, die uns einen Schubert geschenkt haben, den eigentlichen Begründer des deutschen Kunstliedes, die Schumann und Brahms, Löwe und Hugo Wolf die Stimme gaben, um dieses köstliche Kleinod unserer Musik, das Kunstlied, das ganze letzte Jahrhundert hindurch weitertönen zu lassen. Wahrhaft klingende Namen sind es, die beinahe jedem vertraut sind, dem besonders, der einmal Schuberts Müllerlieder, Schumanns „Mondlied“, Löwes Balladen oder Wolfs Mörikevertونungen gelauscht hat. Sind heute Liederkomponisten da, so fragen wir uns unwillkürlich, welche jene unvergängliche Namenreihe fortsetzen könnten? Oder sollte der harte Takt unserer schnellebigen und marktschreierischen Zeit es verwehrt haben, daß irgendwo eine reine Melodie entstehe und daraus ein einmaliges, echtes Kunstwerk, ein Lied, werde?

Blicken wir auf Armin Knab, der im letzten halben Jahrhundert langsam in der Zahl unserer wertvollen Musikschöpfer Aufnahme fand und „zum gesicherten Besitz

einer ständig wachsenden Gemeinde geworden“ ist, so empfinden wir Trost und Beruhigung zugleich: Er ist Lieddichter, in der ganzen Kraft seines Wesens, seine Lieder sind nicht die strenge Konstruktion eines „modernen Musikers“ um jeden Preis – wie könnte es auch sein – sondern Ausfluß eines wahren musikalischen Dichtergemütes. Wenn heute landauf landab Knabs Lieder in Schule und Haus und Konzertsälen gesungen werden, dann nur, weil man hier noch – oder wieder einmal etwas von der „Trösterin Musika“, wie Luther sie nannte, zu spüren vermeint, weil hier Musik nicht als Selbstzweck und nicht als verquälte, komplizierte „Komposition“ eines komplizierten, innerlich ruhelosen Einzelgängers, sondern letztlich immer als erlösende Harmonie erklingt, weil, wie ein moderner Geistesgeschichtler sagt, „nicht fremde kandierte Früchte“ geboten werden, „die Magenweh und Übersättigung wirken“, sondern Teilstücke echter und ursprünglicher Kunst. „Ein Poet lebt in ihm“, so schreibt Oskar Lang, der beste Kenner Armin Knabs, „begnadet von Eros und Phantasie, der die Wunder der Welt als Klangwunder erlebt, die er in quellfrischer, lebensdurchhauchter Unmittelbarkeit vor uns ausbreitet.“

Schon solcher Wesenszüge wegen könnte man versucht sein, die Wiege Knabs irgendwo im fröhlichen, musikliebenden Frankenland zu suchen. Tatsächlich hat er, der

Lehrerssohn, im unterfränkischen Steigerwalddorf Neuschleichach das Licht der Welt erblickt (19. Februar 1881) und dann im lebensfrohen Kitzingen seine frühe Jugend verbracht. Mainfranken ist überhaupt für die Anfänge Armin Knabs von Bedeutung gewesen; Würzburg war seine geliebte Schul- und Universitätsstadt und Kitzingen nahm ihn wieder auf, als er sein juristisches Studium und seine Doktorprüfung hinter sich hatte. Was folgte, waren Jahre des Wanderns (Augsburg, München, Vilshofen) und schwerer körperlich-seelischer Erschütterungen, die ihm für lange Zeit die Ausübung des richterlichen Amtes unmöglich machten. Wie schwer der in seinen Liedern so gesammelt und ausgeglichen Redende damals mit dem Dasein rang, zeigt die eine selbstbekenkende und erschütternde Feststellung: „Die Jugend war zu Ende, vielleicht das Leben“. Wenn er auch im Äußeren mählich aus dieser Bedrängnis erlöst und zur Gesundung geführt wurde – im Innern ist Armin Knab nie entlassen worden aus dieser zutiefst anspruchsvollen Verflechtung von Ich und Welt, von grundsätzlichen Fragen an alle menschliche Existenz. Ein Zeichen, wie „modern“ er ist („ein Schaffen außer der Zeit ist unmöglich“, sagt er einmal) und wie sein persönlichster, umkämpfter Lebensinhalt, seine Kunst, nirgends beschaulich-biedere Bürgerlichkeit oder schlechte Sentimentalität widerspiegelt.

Heimat und Ruhe kam in Knabs Leben erst wieder in Rothenburg ob der Tauber, der Stadt, wohin Knab im April 1913 auf eigenen Wunsch als Amtsrichter versetzt wurde. Schon nach den ersten Monaten zeigt sich, was die neue Umwelt zu geben verspricht: Dem Leben neuen Auftrieb und neuen Sinn, dem musikalischen Schaffen neue, entscheidende Anregungen. Knab zog als kaum Genesender in die Mauern der alten fränkischen Reichsstadt ein, mehrmalige Sanatoriumsaufenthalte hinter sich, die ihn als einen Resignierenden und früh am Leben müde Gewordenen gesehen hatten. Was ihn nun umging, war lebendig gebliebenes, träumendes deutsches Mittelalter, der Atem einer kraftvollen Zeit, die groß im Lieben und größer noch in ihrem Sehnen war – ein Atem, den er nun in sich einsog wie nur einer, dem sich eine neue Welt erschließt. Eine Gesundung an Leib und Seele war es also, welche die geschichtsdurchwobene Atmosphäre der unvergänglichen Stadt in Knab bewirkte, noch mehr: eine Neuorientierung auf den Wegen und Formen seiner Liedkunst.

Indes, nicht nur die Gassen und Winkel und Türme des alten Rothenburg sind schuld an diesem Wandel. Auch, mit nicht minderem Gewicht, die Täler und Wälder und Burgen des württembergischen Frankenlandes. Wieviel das Hohenloher Land gerade jetzt für den aufatmenden Künstler bedeutet, zeigt Knabs bald nach dem Rothenburger Aufzug veröffentlichter Reisebericht „Ins württembergische Franken“ (1914), ein einziger Hymnus auf das Hohenlohische, vielleicht der begeistertste, den wir besitzen.

Zunächst lassen sich die Notizen bescheiden an. Wir erfahren von der Postautofahrt von Rothenburg nach Blau-

felden („Unser Wagenführer“, heißt es, „entlockte seiner zweitönigen Huppe ein originelles Quintenthema wie aus einem unentdeckten Brucknerschen Scherzo“), von der Reise mit dem „Bähnle“ nach Langenburg („an der Oberamtsstadt Gerabronn vorbei, die nach Industrie aussieht“), von der Weiterfahrt nach Kirchberg und Hornberg und schließlich vom Heimweg über Roth am See. Aber was weiß der Dichtermusiker über diese, man möchte fast sagen, Wallfahrt nicht alles zu sagen! „Eine bescheidene, aber freundliche Gegend“ nennt Knab noch die Anfahrtstrecke vom Rothenburgischen her. Aber schon in Blaufelden, wo er „von einem Mädchen über den Zaun weg ein paar dunkelrote Rosen“ zur „Glücksgabe des Tages“ erhält, bekennt er: „Eine leichte freie Stimmung hatte uns erfaßt“. Hier spricht nicht mehr, wir spüren es, der schwermütige, am Leben verzweifeln Gröbler von einst. Der Reiz einer lebensfrohen und unschuldigen Landschaft war über ihn gekommen wie der taufrische Morgen über das umnachtete Land. „Erlebnis ist die Erschütterung der Seele durch ein Neues“ – das sind die einzigen Worte, die der erste Eindruck Langenburgs aus dem Dichtergemüt Knabs hervorbringt. Behutsam und ehrfürchtig, aber von einer inneren Stimme gelockt nähert sich Knab den Kostbarkeiten des Städtleins. Beinahe zu bescheiden und zu skizzenartig will uns scheinen, was er über den bekannten Langenburger Torbogen sagt: „Das liebe deutsche Bildchen im spitzbogigen dunklen Rahmen des Tores haftet fest in der Seele“. Allein, ist es nicht das stille Bekenntnis eines Menschen, der mitten in unserem Jahrhundert noch die „Freude am Kleinen“ erleben und vor dem verborgenen Reichtum der Heimat erstaunen kann? Die wachen Eindrücke von Aug und Ohr weben beglückende Gefühle ineinander: „Aus der einfachen Kirche zur Rechten kam Orgelklang; weißflatternde Kinder spielen um den Brunnen“. Jeder Schritt, der weiter in dieses Wunder hineinführt, vervollständigt das traulich-träumerische Bild. Der Blick vom „langen Berg“ hinunter in das Tal nach Bächlingen wird Knab zu unmittelbar erlebter Gegenwart: „Ein kleines graues Örtchen zu Füßen Langenburgs, weiterhin kein Dorf, kein Haus, nur die weite grüne Mulde mit dem schmalen Wässerchen und den zarten grauen Strichen der Straßen und Wege; die umkränzenden Berge mit starrenden Wäldern gekrönt. Die Welt ist wieder einmal vollkommen geworden. Das Auge saugt sich an dem innigen Bilde fest“. Der Gang zurück in den Schloßhof führt zur Vergangenheit; beides wird ihm jetzt zur Gewißheit, „die Zeit, da Macht auf Grausamkeit thronte“, und Romantisch-Verklärtes, „Rosmaries Schloßhof, ihr Park und ihre Welt“. Knab erweist sich als genauer Kenner von Agnes Günthers berühmtem Roman. „Es ist ein Lebenswerk“, so urteilt er, „das von keinem Frauenbuch unserer Sprache verdunkelt wird.“ Zu gerne wäre er hier an Ort und Stelle der Persönlichkeit der Dichterin etwas näher gekommen. Aber „den Spuren der Dichterin im Städtchen nachzugehen“, berichtet er, „hatte wenig Erfolg“.

Das Erlebnis der romantischen Landschaft schlechthin,

das war das Bleibende dieser Fahrt. „Eine leuchtende Erinnerung“, so lautet der letzte Satz des Berichtes, „wird für Jahrzehnte zurückbleiben“. Der Blick von der alten Kirchberger Jagstbrücke hat für Knab alles vereinigt, „was der Deutsche als romantische Landschaft von altersher liebt und was von Dürer und Cranach bis Richter und Schwind deutsche Maler zur Gestaltung zeigten.“ Hornberg schien „wie ein lebendes Stück Mittelalter“. Wer Knabs Bekenntnis, „es bedurfte immer eines auslösenden Erlebnisses, bevor Musik kam“ („Meine Lieder“, 1913) kennt und beherzigt, der wird verstehen, warum diese Eindrücke geradezu naturnotwendig das Schöpferische in ihm ansprechen mußten. Noch während der Einfahrt in Rothenburg empfindet sein dankbares Herz: „Mir gings wie Mörike, ich bin wie trunken, irrigeführt“, so war mir Rothenburg seltsam neu und verzaubert. Traumverwirrt und traumbegückt kam ich heim“.

Jetzt beginnt, unmittelbar aus diesem Zauber eines liebrenden Landes heraus, Knabs Schaffensfreude überzuquellen. Lied auf Lied entsteht, jedes in deutlichem Bezug zum neuen Erleben. Schon die Themenkreise der Lieder bestätigen, daß das Romantische des Hohenloher Landes nun in Knabs Liedkunst seinen Niederschlag findet und dort in gültige, dauernde Form geprägt wird: Zwischen 1914 und 1917 entstehen die bedeutendsten seiner „Wunderhornlieder“, einer Liedsammlung, welche sich die im „Wunderhorn“ Brentanos und Arnims gesammelten Volkslieder – etwas vom Schönsten der deutschen Romantik also – zum Liedtext wählte. Diese heute weit hin bekannten „Wunderhornlieder“, durch die Ansprache der gemeinsamen Züge am deutschen Menschentum wie durch die Liebe zur deutschen Vergangenheit stilgeschichtlich und musikgeschichtlich gleich bedeutungsvoll, sind also, wenn wir so vereinfachen wollen, mitten im württembergischen Frankenland entstanden.

Noch eine zweite Frucht brachte Knab die damalige Zeit: Die zwischen 1918 und 1922, gegen Ende der Rothenburger Zeit geschriebenen Eichendorff-Lieder. Wie könnte es anders sein, als daß vor dem geistigen Auge Armin Knabs jetzt, im Banne solchen heimeligen, innig-stimmungsvollen Landes, die Verse des romantischsten und deutschesten aller Lyriker lebendig werden, Eichendorffs Wander- und Heimwehlieder, seine Gesänge vom „mondbeglänzten Grund“ und von „wunderbarer Nacht“? Hat doch Armin Knab selber auf der Kirchberger Jagstbrücke geträumt, „im Mondenschein muß das alles wunderbar aussehen“, und auf dem Heimweg, gleichsam in Antwort darauf, heimlich bekannt: „Es tat wohl, wie die Dunkelheit sich langsam über das Land breitete und das Auge frei gab für innere Bilder“. Diese „inneren Bilder“ werden jetzt in den Eichendorffliedern Knabs zur Musik, zu einem einzig süßen Gesang, der verschwebt in alle Sehnsucht und Ferne unseres Daseins. Man müßte nur einmal das Lied „Nachts“ gehört haben mit seinem selig verlorenen „und hin und her im Tal erwacht die Nachtigall“, um zu verstehen, was ein bekannter Musikhistoriker gesagt hat: „Dies einzige Lied vermag viele Bände neuromantischer

Liedversuche aufzuwiegen“. Vielleicht ist nirgends in der neueren deutschen Musik der Geist und die Eigenart hohenlohisch-fränkischer Landschaft, das Geheimnis ihrer Wälder und Täler, das Vergangenheitsnahe ihrer Burgen, das Deutsche an ihr so lebendig und so echt geworden wie in diesen Eichendorffliedern Armin Knabs.

Knab war nicht nur dies eine Mal im Hohenlohischen. 1918 erscheinen weitere Reisenotizen („Ins württembergische Franken“), die von einer Fahrt über Schwäbisch Hall, Neuenstein, Ohringen nach Weinsberg und Heilbronn erzählen, freilich nicht mehr in dieser Unbeschwertheit und Hingabe, wie sie uns damals vor Kriegsausbruch begegnete. Indes, auch auf dieser Fahrt stößt Knab, wie er schreibt, auf „eine Wurzel der Romantik“, auf „die Einsamkeit, das Leben im Engen, fern von den großen Kulturzentren“. Alles was ihm in Schwäbisch Hall und auf der Comburg, im Angesicht des Neuensteiner Schlosses, im Kernerhaus oder vor dem Heilbronner Rathaus begegnet, gibt ihm schließlich die Erklärung, daß „in Berlin, Wien, Paris diese Romantik nicht hätte entstehen können“. Wie sehr verstehen wir Heutigen diese Worte! Auch von dieser Fahrt bleibt Armin Knab die beglückende Erinnerung „an ein romantisches Wunderland, das wie eine reife süße Frucht in Gottes Wundergarten gewachsen ist“.

Noch aus der verklingenden Rothenburger Zeit besitzen wir ein drittes und letztes Bekenntnis zur württembergisch-fränkischen Heimat („Auf einer Wanderung“, 1920), das noch einmal Zeugnis ablegt von dieser geheimnisvollen Bindung zwischen Landschaft und Musik. Besonders Weikersheim ist es diesmal, sein „strenges machtvoll rythmisierendes Schloß“, das „symphonisch“ auf ihn wirkt, „die gebändigte südliche Schönheit des Gartens“, die ihm die eigenen Traumbilder lebendig macht. Wie Hans Heinrich Ehrler wenige Jahre später auf seiner „Reise in die Heimat“ in den Weikersheimer Schloßpark gezogen wurde, „darin die unfindbare Flöte spielt“, so sieht auch Armin Knab eine Flöte leibhaftig vor sich; sie „grüßt lieb und in selbstgenügsamer Beschaulichkeit“. Auch hier spürt er Vergangenheit, Einfaches und Treuerziges. Aber kein schweres Mittelalter mehr wie drüben in Langenburg oder Hornberg, sondern lauterer, fränkisches Rokoko, Fabulierertum und Heiterkeit. Auch dies freilich in befreiender Gegenwartsnähe. Als er spät am Abend in einer Weikersheimer „Dämmergasse“ von einer „schönen, teilnehmenden, warmen Stimme“ Schumanns Eichendorff-Zyklus singen hört, da ruft er aus: „Deutsches Haus! Hier ist noch Hort und Trost. Hier kann alle Kultur sanft in die kommenden Formen hinüberfließen ohne jähen Bruch“.

Sie, diese wahre Kultur, ist gerade in der Gestalt Armin Knabs in einer reinen und ungebrochenen Weise auf uns überkommen. Erst verhältnismäßig spät hat man in der Öffentlichkeit die stille Größe seiner Liedkunst zu würdigen gewußt. 1934 wurde der inzwischen wieder nach Würzburg übergesiedelte Landgerichtsrat als Lehrer an die Berliner Hochschule für Musikerziehung und Kirchen-

musik berufen, 1935 zum Professor ernannt und 1940 mit dem Max-Reger-Preis ausgezeichnet. Wenn auch die einstige romantische Epoche später abgelöst wurde vom Bekenntnis zur klassischen Dichtung Goethes (Goethelieder, 1949) und zur überzeitlichen Aussage christlichen Glaubens (Klavier- und Orgelchoräle, 1934 und 1941), so ist doch die herzliche Innigkeit und die Hingabe an Natur und Landschaft aus seinem Wesen nicht wegzudenken. Armin Knab bleibt einer unserer großen musikalischen Lyriker, dem württembergisch-fränkisches Land zu einer der entscheidendsten Anregungen für sein Schaffen wurde und der die leise, liebenswürdige Sprache dieser Landschaft wie keiner in meisterlich beseelte Melodien zu verdichten wußte.

Zur Musikkultur des einstigen Zisterzienserstifts Schöntal

Das einstige Zisterzienserkloster Schöntal war eines der heißumstrittenen Besitztümer unter den Reichsständen, bis sie durch den Reichsdeputationshauptschluß an Württemberg kamen.

Die Abtei besaß die Gemeinden Aschhausen, Bieringen, Diebach, Oberkessach, Westernhausen, die Hälfte von Berlichingen. Dazu kamen noch zehn Höfe, der Propsteihof in Mergentheim, sowie 4500 Morgen Wald „in bestem Zustand.“

Natürlich wanderte alles, was im Kloster kostbar war und „in den prachtvoll ausgestatteten Gemächern Goldglanz hatte“, wie Othmar Schönhuth schilderte, nach Stuttgart, auch das Altarsilber. Dazu kam das Barvermögen in Höhe von 30–40 000 Gulden.

Uns interessieren in diesem Zusammenhang nur die der Musikpflege dienenden Objekte. Daher habe ich im folgenden Christian Fortbach das Wort; er kam mit hessischen Truppen nach Schöntal und übernahm nach der Durchführung der Beschlagnahme die Klosterapotheke. Zunächst schildert Fortbach den Abbau der drei *Orgelwerke* der Klosterkirche:

„Es ging an ein Ausräumen, Abbrechen und Versteigern. Die schöne, große *Orgel* links vom Chor wurde abgebrochen, in Kisten verpackt und nach Stuttgart verbracht. Sie sollte in der dortigen Stiftskirche wieder aufgerichtet werden. Allein die *Orgel* war zu großartig, um sie aufzustellen, und so mußte die Zierde der Schöntaler Kirche als nutzlos in den Kisten liegen bleiben und wird wahrscheinlich so nach und nach verloren gehen.“

Diese Befürchtung ging nun allerdings nicht in Erfüllung; denn die *Orgel* wurde im Jahre 1817 nach Rottenburg überführt, um in der zur Domkirche erhobenen Stadtpfarrkirche St. Martin Verwendung zu finden. In der Tat, dieses *Orgelwerk* tat noch über hundert Jahre Dienst in Rottenburg und half die feierlichsten Anlässe verschönern, bis sie der heutigen *Orgel* Platz machte. Unvergessen sind ihre zarten Flötenregister.

Die zweite Schöntaler *Orgel* wurde unter Kameralverwalter Ludwig „an einen liederlichen Orgelmacher von Mosbach als altes Zinn um einen Spottpreis verkauft“.

Die dritte *Orgel* mit 16 Registern wurde 1806 nach einem benachbarten Dorf um 600 Gulden verkauft. So ward die Kirche ausgeraubt, genau wie es mit der Inneneinrichtung der Klosterräume der Fall war: sie waren „wüst und leer“, bis neues Leben darin erblühte, und das bis auf den heutigen Tag.

Fortbach berichtet weiter: „Die vier großen, silbernen *Trompeten* wurden dem Garderegiment zu Pferd übergeben.“ Wo mögen sie heute sein? Sämtliche Instrumente, die zur Kirchenmusik gehörten, wurden eingepackt, nach Stuttgart gesandt und der Hoftheaterintendanz übergeben. Hofkommissar Bilfinger berichtet dazu: „... daß mit den Instrumenten auch die *Musikalien* mit allen Notenbeständen nach Stuttgart wanderten. Vielleicht kommen letztere eines Tages noch ans Licht, wie in Oberschwaben auch! Die vier silbernen *Trompeten* der Kirchenmusik waren z. T. noch vergoldet. Was sonst an Silber in Schöntal abgeliefert wurde, hatte einen Wert von 5090 Gulden. Im Jahre 1803 ließ die württ. Regierung noch Kirchenggeräte im Wert von 1038 Gulden zurück, die jedoch später, als die Zisterziensermönche gestorben oder sonst untergebracht waren, auch fortgeschafft wurden.“

Die stattliche Schöntaler Bibliothek kam an die Königl. Öffentliche Bibliothek nach Stuttgart. Sie galt namentlich im biblischen Fache und hinsichtlich der Kirchenväter für reich. Auch alte Handschriften und Frühdrucke fehlten nicht.

Anton Pfeffer

Vom Ulmensterben

Um einen Hochbehälter beim Mühlbachhof in der Nähe des Weißenhofs von Stuttgart wurden vor etwa 25 Jahren Ulmen gepflanzt, die bereits zu stattlichen Bäumen herangewachsen sind. Die Ulme oder Rüster ist ja einer unserer schönsten und im Alter stattlichsten Bäume (vgl. die Ulme an der Autobahn bei Denkendorf zwischen Ulm und Stuttgart, die stärkste Ulme des Landes). Die Ulmen wurden aber schon in dieser Jugend nacheinander dürr und müssen gefällt werden. Von etwa zehn Ulmen, die rings um die Behälterböschung an deren Fuß gepflanzt worden sind, stehen heute nur noch drei. Es kann sich dabei wohl nur um das sogenannte Ulmensterben handeln, eine Pilzkrankheit, die den Rhein herauf sich ausgebreitet hat und Tausenden von Ulmen das Leben kostete, auch vielen Naturdenkmalen. Der Krankheitserreger ist ein Schlauchpilz, der zu der Gruppe der Fungi imperfecti gehört und *Graphium ulmi* heißt. Der Pilz lebt in den Siebröhren, also im absteigenden Saftstrom, der den Baum ernährt. Der Pilz verbraucht die Nährstoffe und verstopft gleichzeitig die Leitungsbahnen, so daß der Baum verhungert und der Pilz mit.

Schwenkel